

Predigt über Joh.6,1-15 am 31.7.2022

Jesus fuhr weg über das Galiläische Meer,
das auch See von Tiberias heißt.
Und es zog ihm viel Volk nach,
weil sie die Zeichen sahen,
die er an den Kranken tat.

Jesus aber ging auf einen Berg
und setzte sich dort mit seinen Jüngern.
Es war aber kurz vor dem Passa, dem Fest der Juden.

Da hob Jesus seine Augen auf und sieht,
dass viel Volk zu ihm kommt, und spricht zu Philippus:
„Wo kaufen wir Brot, damit diese zu essen haben?“

Das sagte er aber, um ihn zu prüfen;
denn er wusste wohl, was er tun wollte.
Philippus antwortete ihm:
„Für zweihundert Silbergroschen Brot ist nicht genug für sie,
dass jeder ein wenig bekomme.“

Spricht zu ihm einer seiner Jünger, Andreas, der Bruder des Simon Petrus:
„Es ist ein Kind hier, das hat fünf Gerstenbrote und zwei Fische;
aber was ist das für so viele?“

Jesus aber sprach: „Lasst die Leute sich lagern.“
Es war aber viel Gras an dem Ort.
Da lagerten sich etwa fünftausend Männer.
Jesus aber nahm die Brote, dankte und gab sie denen, die sich gelagert hatten;
desgleichen auch von den Fischen, soviel sie wollten.
Als sie aber satt waren, sprach er zu seinen Jüngern:

„Sammelt die übrigen Brocken, damit nichts umkommt.“
Da sammelten sie und füllten von den fünf Gerstenbrotten zwölf Körbe
mit Brocken, die denen übrigblieben,
die gespeist worden waren.

Als nun die Menschen das Zeichen sahen,
das Jesus tat, sprachen sie: „Das ist wahrlich der Prophet,
der in die Welt kommen soll.“
Als Jesus nun merkte, dass sie kommen würden und ihn ergreifen,

um ihn zum König zu machen,
entwich er wieder auf den Berg, er selbst allein.

Einer ist reich
und einer ist arm,
einer erfriert
und einer hat's warm.

Einer stiehlt
und einer kauft,
einer schwimmt oben
und einer ersauft.

Einer riecht gut
und einer stinkt,
einer fährt weg
und einer winkt.

Einer hat Überfluss
und einer hat Sorgen,
einer kann schenken
und einer muss borgen.

Einer hat Hunger
und einer hat Brot.
Einer lebt noch
und einer ist tot.

Ein kleiner Abzählreim von Christine Nößlinger, der deutlich machen soll, dass es in der heutigen Predigt nicht um die Bestaunung eines Wunders vor 2000 Jahren geht, das der „Sohn Gottes“ vollbracht hat, sondern um die bedrängende Frage, wie wir mit der Bedürftigkeit anderer Menschen umgehen.

Die biblische Erzählung ist eine der wenigen, die von allen Evangelisten berichtet wird. Johannes hat allerdings einige Besonderheiten. Da ist zunächst der zeitliche Verweis „kurz vor dem Pessach“, dem Fest der Juden.

Im Pessachfest feiert das jüdische Volk den Ausbruch aus der Sklaverei in Ägypten und den Aufbruch in eine mühsame Freiheit, die ihren Preis hatte.

Schon bald geriet das Volk in eine erste Krise, sie kamen an das Rote Meer, vor sich das Wasser, hinter sich die ägyptischen Verfolger.

Wie ein Wunder kann Mose auf Gottes Geheiß einen trockenen Weg durch die Wassermassen finden, der den Verfolgern nicht offensteht. Gott hat sich als treu erwiesen, aber kann das Vertrauen des Volkes nicht lange gewinnen.

Der Weg durch das Meer führt in die Wüste und dort wartet bald schon der Hunger. Das Volk murrte und wünscht sich zurück zu der Versorgung durch die Sklaventreiber. Ein weiteres Wunder muss her. Gott schickt Speise vom Himmel. Wir haben die Erzählung eben gehört. Das Besondere an dieser Speise ist, dass man sie nicht horten kann. Jeder soll nur das nehmen, was er für den Tag benötigt. Ein Leben im Vertrauen auf Gott, Tag für Tag.

Und die Erfahrung: Gott hilft, wenn die Not groß wird. Auf ihn ist Verlass, jeden Tag wieder.

Es scheint mir nicht zufällig, dass Johannes die Erwähnung des Pessachfestes in seine Erzählung von der Speisung der 5000 einbaut.

Offenbar geht es um ein Leben, das sich nicht selbst sichert, meist auf Kosten von anderen, sondern im Vertrauen auf Gott gründet.

Die zweite Besonderheit bei der johanneischen Version der Erzählung besteht darin, dass Jesus einen seiner Jünger, Philippus, „auf die Probe stellt“, vielleicht in der Bedeutung „in Versuchung führt“.

Wie sollen die Menschen, die da zusammengekommen sind, um Jesus zu hören, um für ihre Gebrechlichen Heilung zu erfahren und Trost, gesättigt werden? Johannes lässt keinen Zweifel daran, dass Jesus längst seine Lösung im Kopf hat, aber er will offenbar den Philippus in eine Krise bringen.

Und Philippus gibt die normale menschliche Antwort: das sind viel zu viele, wir bräuchten Unsummen von Geld, damit alle auch nur etwas bekommen, und dieses Geld haben wir nicht. Da können wir nichts machen. Der Rechner kommt an seine Grenzen.

Wenn wir allein an die denken, die des Brotes bedürfen in unserer Zeit, dann denken und handeln wir genauso: wir können die weltweite Not nicht beheben, dafür bräuchte es Summen, die wir nicht haben und aufbringen können. Wir spenden zwar nicht wenig, und das ist sicher gut, aber wir sind eingebunden in eine ungerechte Ordnung und Profiteure eines Systems, das in sich schon verhindert, dass die Not wirkungsvoll gelindert werden kann.

Wie Philippus haben wir das Gefühl, dass man da nichts machen kann. Wir resignieren. Kurt Marti hat den Finger in die Wunde gelegt mit seinen Worten:

*kämst du wieder gegangen über verschlierte meere zu einer müllbergpredigt vielleicht
das wasser wieder in wasser verwandelnd
aus betonbelägen atemwälder erweckend
die blut- und lungentempel säubernd vom blei
so red' ich als wäre mit mir
als wäre mit uns schon nicht mehr zu rechnen*

Jesus kritisiert weder Philippus noch uns, aber er führt aus der Resignation.

Einen kleinen Jungen, ein Kind, stellt er in den Mittelpunkt. Der Junge gibt, was er hat – 5 Brote und 2 Fische – ganz selbstverständlich und ohne zu rechnen, ob es vielleicht nicht reichen könnte.

„Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder...“

Das Wunder, das da geschieht, besteht in dem Austeilen selbst, besteht in dem Mut, ein Kind zu werden, das gibt, was der andere braucht. Ein ganzes Prinzip des Handelns ändert sich. Man plant nicht mehr, man rechnet nicht mehr, man erwirtschaftet nicht länger durch die Ausbeutung der anderen den Überschuss, den man dann zu einem Bruchteil zurückgeben kann.

Dieses Kind nimmt, was es hat, es öffnet die Hand, und aller Leute Hände füllen sich. Dazwischen freilich, bevor er das Geschenke austeilt, spricht Jesus ein Gebet der Dankbarkeit. Auch diese Haltung setzt sich fort. Jeder, der ein Stück Brot nimmt, weiß zugleich, dass er es nicht verdient hat, es ist und bleibt ein Geschenk; doch gerade in diesem Bewusstsein wird es nicht schwerfallen, weiter zu schenken.

Und darüber hinaus geht es nicht immer um Brot im äußeren Sinn. Das, wovon Menschen leben, ist mehr als Nahrung, ist Liebe, ist das Wort Gottes, meinte Jesus.

Wie viele Menschen gibt es, die, wenn sie morgens aufstehen, ihre Umwelt erleben wie einen Belagerungszustand – 5000 Leute ringsum sozusagen, die irgendetwas möchten, und man weiß gar nicht, was man für sie tun soll, wie man den Erwartungen genügen kann. Frauen, die am Morgen schon nicht wissen, wie sie mit ihren Kindern, mit der Familie, auch nur über die nächsten 15 Stunden kommen sollen. Alles liegt wie ein riesiger Berg vor dem Fenster ihrer Seele und versperrt die Aussicht. Sie fühlen sich nervlich belastet, seelisch überfordert, man kann nicht mehr, man will auch nicht mehr. Am liebsten würde man die Leute alle wegschicken und sagen: „Versorgt euch selbst und geht dahin zurück, von wo ihr kommt!“

Das Wunder der Brotvermehrung beschreibt, dass Menschen tagaus, tagein, im ganz Alltäglichen, ohne oft zu wissen, woher die Kraft dazu kommt, dem Druck standhalten: es geht quer durch die Wüste, als würde sich das Manna-Wunder immer wieder neu ereignen. Da sind Menschen für andere da, obwohl sie nach menschlichem Maßstab tausendfach überfordert sind. Kein Mensch weiß, woher sie die Energie aufbringen. Aber, indem sie so tun, kehrt, was sie ausgeteilt haben, zu ihnen zurück – vervielfältigt sogar!

Das ist vielleicht die Erklärung für alles: das, was wir dem anderen geben, zunächst wohl nur im Blick auf seine Not, das bereichert am Ende uns selbst. Es wird uns nicht weggenommen, sondern kehrt zu uns zurück. Es lohnt sich und belohnt sich. Das ist die Erfahrung!

Und wenn man sie einmal gemacht hat, beginnt man an die Alternative zu glauben, und sie wird, je öfter sie sich aufführt, zur Gewissheit.

Am Ende der biblischen Erzählung ist das geteilte Brot nicht aufgebraucht, im Gegenteil, es scheint mehr geworden zu sein als zu Beginn.

Das ist kein Zauberstück, das Gott über die Köpfe der Menschen hinweg vollbracht hat, sondern eine andere Art des Miteinanders: eine Solidarität in der Gewissheit, dass das, was ich gebe, mir nicht fehlen, sondern mich bereichern wird.

Gott nämlich rechnet mit uns, nach wie vor, und er möchte unser Vertrauen.

Amen

Pfarrer Mario Meyer